

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Sterne und Blumen. 1881-1925 1904

50 (11.12.1904)

Sterne und Blumen.

Illustrirte Unterhaltungsbeilage zum „Saupheimer Amtsblatt“.

Witbegründet

von

Philipp Wasserburg („Laicus“) in Mainz.

N 50.

Sonntag, den 11. Dezember.

1904.

Schicksalsfügung.

Von Paul Blis.

(Nachdruck verboten.)

Der alte Baron von Wulffen saß in seinem Arbeitszimmer und wartete — er hatte seinen bequemen Hausrock ablegen müssen, hatte sogar seine lange Pfeife beiseite gestellt und große Toilette gemacht, denn er erwartete zwei Gäste — und zu dem, was er an diesem Abend vorhatte, mußte man möglichst feierlich, stimmungs- und elegant erscheinen, denn das würde die Wichtigkeit des Augenblicks bedeutend erhöhen — und das war notwendig, unerlässlich notwendig.

So saß der alte Herr im tadellos eleganten Hausrock und wartete — aber er wartete ziemlich lange.

„Sm, hm,“ — er räusperte sich ein wenig, denn er wurde beinahe schon ungeduldig — „wo sie nur bleiben mögen?“

Er fand keine Erklärung für dies über Gebühr lange Ausbleiben. Endlich stand er auf und ging im Zimmer hin und her, natürlich langsam und mit sicheren, festen Schritten, aber so viel er sich auch bezwang, nach und nach, als noch immer kein Mensch kam, wurde er doch nervös.

„Ach, es ist ja Unsinn, mich deshalb zu ärgern, sie werden schon kommen!“ Er lachte laut auf, erstickte so den gewaltig andrängenden Groll und nahm dann wieder seinen Platz am Kamin ein. „Ach ja, man muß Geduld und Nachsicht haben mit den Menschen, viel, sehr viel, das ist wahr.“ — Er streckte sich auf das Sofa hin, zündete sich eine leichte Havanna an und schaute wie träumend den blauen Rauchringen nach.

Und während er dalag und alles um sich her vergessen zu haben schien, kamen seine Lieblingsgedanken wieder. Er beschäftigte sich wieder mit diesem Eheprojekt, das nun heute abend eingeleitet werden sollte. Sein leichtlebiger Nefse und die schöne, steinreiche Witwe Dora von Luttnitz. — Na, wenn die beiden kein Paar geben, dann — dann — dann müßte er plötzlich blind geworden sein! Er lächelte zufrieden

— und die Hauptsache dabei: Karl, dieser flotte Saujwind, der nun seinen Abschied genommen hatte, um sein Gut zu bewirtschaften, dieser Don Juan bekam eine reiche Frau, mit deren Geld er seine arg zerrütteten Verhältnisse wieder regeln konnte, er bekam eine Frau, die ihn ans Haus fesseln würde. Ein prächtiger Gedanke war es gewesen, diese beiden

Menschen für einander zu bestimmen. Ueber Karl hatte er ja noch ein Machtwort zu sprechen, der mußte ihn, als den Chef der Familie, achten. Na, und die junge Witwe, die er seit zwei Jahren kannte, deren erster Gatte sein Kamerad gewesen, die hatte sich ja seinen Eheplänen nicht verschlossen. — O, es mußte ganz glatt gehen. Und lustig

mußte sich die Ausführung des Planes gestalten, denn die beiden Leutchen kannten einander noch gar nicht, nicht einmal den Namen wußten sie, er nicht den ihrigen, sie nicht den seinen, und sie hatten sich noch niemals im Leben gesehen. Der alte Herr lachte laut auf. Er hatte jedem der beiden Beteiligten gesagt: Hört mal, ich habe eine gute Partie, eine sehr gute — Ihr kennt mich ja zur Genüge — also kommt dann und wann abends zum Tee zu mir, da könnt Ihr Euch kennen lernen, und dann wird sich alles weitere schon von selbst machen. Und beide hatten zugestimmt.

Der alte Herr tat ein paar tiefe Züge, stieß den Rauch heraus und lächelte wieder zufrieden und stillbergnügt. Mit einem mal aber richtete er sich auf, sah auf die Uhr, und nun zog sich seine Stirn in Falten. „Warum kommen sie denn nicht?“ — Jetzt wartete er schon eine ganze Stunde, und noch immer war niemand da. Ja, zum Ausdruck, wollte man ihn denn zum besten haben?

Nun ist er wirklich böse. Er wirft die Zigarre in den Aschenbecher, legt die Hände auf den Rücken zusammen und geht mit großen Schritten unruhig hin und her. So etwas war ihm noch nicht vorgekommen! Von Minute zu Minute steigert sich diese Nervosität, und endlich kann er nicht mehr an sich halten, er muß jemand haben, an dem er seinen Born auslassen kann.

Er schellt also. Ein Diener tritt ein und bleibt an der Tür stehen.

„Sind die Briefe, die ich Ihnen gestern gab, auch an ihre Adressen gekommen?“

„Zu Befehl, Herr Baron, alles genau besorgt; ich selbst habe es getan.“

Der alte Herr winkt dann dem Diener zu, daß er gehen könne.

„Verzeihen der Herr Baron —“

„Na, was gibt's denn wieder?“



Sankt Barbara.

Bildwerk an der Marinepfarrkirche zu Pola.

Von Teresa Teodorowna Nies.

„Heute um sieben Uhr sind zwei Briefe abgegeben worden, die ich leider ...“ Der Diener stockt.

„Aha, wieder mal was verbummelt,“ wettert der Baron jetzt los. — „Eine heillose Wirtschaft ist das jetzt! Wo sind die Briefe? Her damit!“

Inzwischen hat der Diener die Briefe hervorgezogen und überreicht sie nun dem ergrimmtten Herrn.

„Gut!“

Als der Herr allein war, setzte er den Kneifer auf und las die Adressen, doch kaum hatte er einen Blick darauf geworfen, als er zusammenzuckte. Ihm ahnte Furchterliches, denn die beiden Briefe waren von seinen bis jetzt vergebens erwarteten Gästen.

Mit zitternden Händen riß er den Umschlag ab, zuerst von dem Briefe seines Neffen, dann las er: „Lieber Onkel, ich kann leider Deinem Wunsche nicht nachkommen und die für mich bestimmte Dame heiraten, denn ich werde mich, so arm ich auch bin, nicht verkaufen. Da ich Dir dies besser schreiben wie sagen kann, so wähle ich das erstere. Nur zu gut weiß ich, daß Du mein bestes willst, aber Deinen Wunsch zu erfüllen, ist mir einfach unmöglich, denn ich werde, so leichtsinnig ich auch bin, nur die Frau heiraten, die ich liebe. Und somit kann ich denn heute abend nicht erscheinen, und damit Du auch siehst, daß es mir Ernst ist, will ich Dir alle weiteren Annäherungsversuche unmöglich machen, indem ich noch heute Abend abreise auf unbestimmte Zeit. Verzeihe und behalte lieb Deinen dankbaren Neffen Karl.“

Der alte Herr warf den Brief hin, nahm den Kneifer ab und ließ sich in seinen Sorgenstuhl fallen. „Das hatte mir gerade gefehlt! O, dieser eigensinnige Junge! — Na, warte, mein Bürschchen, komm Du mir nur wieder nach Moos!“ — Verzweifelt drehte er die Bartspitzen in die Höhe.

Endlich schnitt er den andern Brief auf und las nun auch diesen: „Mein werter Freund! Es tut mir aufrichtig leid, aber ich kann zu Ihrem Vorschlag doch nicht ja sagen. Sie dürfen mir das nicht übel nehmen, dazu kennen wir uns ja schon zu gut und auch zu lange. Je mehr ich mir die Sache überlege, desto mehr sehe ich auch ein, daß ich meine Hand dazu doch nicht bieten kann. Ihr Herr Neffe, wie Sie mir ja selbst sagten, ist flott und leichtlebig, und ich glaube kaum, daß ich die Fähigkeiten besitze, einen solchen Mann an den häuslichen Herd zu fesseln, und darum ist es wohl besser, wir lassen diesen Plan fallen. Ich bin noch jung genug und kann am Ende ja auch warten, bis ich selbst den rechten Mann finde. Sie zürnen mir deshalb wohl nicht, wenn ich heute abend nicht zu Ihnen komme, und wenn ich — um einer mündlichen Auseinandersetzung aus dem Wege zu gehen — mich noch heute abend auf mein Gut zurückziehe. Natürlich nur für einige Zeit. Also auf Wiedersehen, lieber Freund, und bis dahin meinen besten Gruß. Dora von Luttnitz.“

Also geflohen waren sie alle beidel! Na, und nun sitzen sie draußen irgendwo auf dem Lande, der eine im Norden, der andere im Süden, sind allein, langweilen sich, sitzen mitten im tiefsten Schnee, abgeschlossen von aller Welt, einsam und allein auf solchem alten Raubnest — und nur, um sich nicht zu begegnen! Na, und ich alter Projektentmacher stehe da mit langer Nase. Es ist, um aus der Haut zu fahren. Na, das soll mir aber eine Warnung sein — einmal und nie wieder!

Er schellte wieder, und wieder kam der unglückliche Diener herein.

„Meinen Pelz und dann den Wagen, ich will in den Klub.“

„Entschuldigen der Herr Baron — aber ich habe ja schon gedeckt —“ stotterte der Diener.

„So decken Sie wieder ab.“

Im Schlosse Luttnitz herrschte große Aufregung. Eben war ein Telegramm der Baronin angekommen, worin dem Schloßverwalter Befehl erteilt wurde, sofort den rechten Flügel in Ordnung zu bringen, in wenigen Stunden werde sie, die Baronin, mit vier Personen ankommen und für einige Zeit Aufenthalt hier nehmen. Der Verwalter, ein im Dienst ergrauter Beamter, verlor fast seine Geistesgegenwart, so überraschte ihn diese Neuigkeit. „Mitten im Winter kommt die Baronin hierher? Ei, da muß etwas Außerordentliches geschehen sein!“ so überlegte der alte Mann, aber eine nähere Erklärung fand er nicht.

Nun ging's an die Arbeit. Es wurde schnell gelüftet, geklopft, gebürstet und gefegt, immer treppauf, treppab. Das ganze Personal war auf den Beinen — hier neue Gardinen, dort frische Vorhänge — Portieren wurden angesteckt, die Teppiche gelegt — dann die Zimmer geheizt — aus dem Gewächshaus schaffte man Palmen in die Vorhalle. Dann wurden von grünen Tannenreisern schnell ein paar Gewinde hergestellt; die kamen über die Türe. Die Treibhäuser mußten die besten Blumen hergeben, denn die Baronin liebte Blumen in ihren Zimmern, und so waren viele Hände beschäftigt, um in aller Eile einen freundlichen Empfang vorzubereiten.

Und da, mit einemmal, während die Leute noch bei der Arbeit waren, fuhr die Frau Baronin schon in den Schloßhof ein.

Aber die Baronin lächelte dem Verwalter freundlich zu, schüttelte ihm die Hand, dankte ihm und allen andern für den geplanten herzlichen Empfang, und dann eilte sie ihren Gemächern zu.

Und oben erholte sie sich rasch von den Strapazen der Reise.

Lisa von Gemmingen, eine Waise und eine alte Schulfreundin der Baronin, war auch mitgekommen, um der Schloßherrin Gesellschaft zu leisten.

Die beiden Damen waren jetzt im blauen Salon, dem Lieblingsraum Doras, und während die Baronin sich's in ihrem weichen Polster behaglich sein ließ, stand Lisa am Fenster und blickte hinaus auf die vom Mondlicht beschienenen endlosen Schneeflächen. Das lag da vor ihr wie ein riesiges, weißes Tuch, kalt und starr, leblos, und wie ein leiser Seufzer entrang es sich ihrer jungen Brust.

„Nun, Schatz, Du stöhnst doch nicht gar?“ begann Dora, „oder packt Dich schon jetzt das Heimweh nach der großen Stadt?“

„Heimweh ist es wohl nicht, aber es kommt mir hier alles so entsetzlich öde vor.“

„O, daran gewöhnt man sich sehr bald, sage ich Dir; in acht Tagen hast Du die Stadt vergessen.“

„Glaub's kaum. Sieh' nur diese endlosen Schneeflächen. Mich fröstelt's bei dem Anblicke.“

„Ich aber liebe die Einsamkeit. — Hier kommt man wieder zu sich selbst, hier kann man Raft halten. Hier kann man sich wieder als Mensch fühlen, denn hier ist man ja allein, allein mit wenigen Freunden, allein mit der Natur. O, Du sollst dies Leben erst kennen lernen! Diese einsamen Schlittensfahrten. Wenn Du so dahinsaufest über den knisternden Schnee und ringsherum ein ewiges Funkeln und Glitzern, und ringsherum Ruhe, wunderbar heilige Stille, und über uns die klare, blaue Luft — o, ich sage Dir, da erst fühlt man, wie schön, wie herrlich die Welt ist!“ — Dora war aufgestanden, zu der Freundin ans Fenster getreten und hatte diese umfaßt.

„Und Hand aufs Herz, Dora, darum, allein nur darum bist Du hierher gekommen?“

„Schelm, Du!“ lachte die Baronin auf — „mußt Du denn wirklich mein Geheimnis erforschen?“

„Also hatte ich doch recht?“ — Lisa legte den Arm um die Freundin — „so bekenne.“

Die beiden gingen Arm in Arm zu den Sesseln, dort ließen sie sich nieder, eine Sekunde noch schwieg Dora und schaute wie träumend in die Glut des Kamins, dann blickte sie auf, schalkhaft und neckisch.

„Nun ja, Du sollst es wissen!“ begann sie — „ich bin geflohen, so plötzlich, ohne alle Vorbereitung, weil ...“

„Weil —? Du zögerst —“

„Weil man mich verheiraten wollte! Ist das nicht köstlich?“

„Aber Du bist doch Herrin Deiner Hand und Deines Willens,“ entgegnete Lisa.

„Ganz recht, aber da ist der alte Baron von Wulffen, ein vertrauter Freund meines seligen Gatten, Du kennst ihn wohl auch?“

Lisa nickte. „Ja, ich entsinne mich.“

„Nun denke Dir, dieser alte Herr hatte es sich in den Kopf gesetzt, mich wieder unter die Haube zu bringen. Du staunst? Ja, mein Kind, ich tat das zuerst auch, aber was der alte Haudegen sich einmal vorgenommen, das führt er auch durch. Still, unterbrich mich nicht, erst sollst Du alles wissen. Also, der will mich verheiraten, und zwar mit seinem Neffen, einem Mann, den ich nie gesehen habe, dessen Namen ich nicht einmal kenne, von dem er mir aber gesagt hat, daß

er ein flotter Bursche gewesen, daß er fast sein ganzes Geld durchgebracht habe, und daß er nun heiraten müsse, um sein Gut übernehmen zu können. Ich fühle mich zu diesem Rettungshandwerk nicht berufen, und schrieb dem alten Herrn das."

Lisa schwieg und sah in die Kaminglut, dann frug sie, was die Freundin von dem Heiratskandidaten wisse.

"Nichts! Der Baron sagte mir nur, daß er irgendwo, ich glaube am Rhein, bisher als Offizier gestanden, daß er eben seinen Abschied genommen habe, und nun heute abend zurückkomme, um in ein paar Tagen nach seinem Gute weiterzureisen."

"Nun werden wir uns hier verschanzen, uns vergraben in Eis und Schnee und ausharren, bis der brave Herr Vetter wieder fort ist; eine heitere Aussicht!"

"Aber ich sage Dir doch, Märchen, daß wir uns hier ganz prächtig unterhalten werden."

"Wir allein? zwei Frauen? — na, das kann nett werden!"

"Erlaube, wir haben auch männliche Unterhaltung, das heißt, wir werden sie haben. Der neue Hauslehrer Kurts kommt noch heute abend, ich habe schon einen Schlitten zur Station geschickt, der ihn abholen soll."

"Bah, ein Hauslehrer," schmollte Lisa, "wenn's noch ein Leutnant wäre!"

"O, der Doktor ist mir sehr warm empfohlen."

"Wie, Du kennst ihn noch gar nicht?" — "Aber nein."

"Na, da bin ich wirklich begierig," scherzte Lisa weiter, "wenn's nur kein Bücherwurm ist!"

"Hoffen wir das bestel! Still, fährt da nicht ein Schlitten auf den Hof?" Im Nu waren beide am Fenster.

"Er ist es wirklich schon!" jubelte Lisa auf. "Aber er steckt so in seinem Pelz, daß man nur die Nasenspitze erkennen kann."

Unten im Schloßhofs war Karl von Salten eingefahren. Sobald der Schlitten hielt, stellte er die Frage, wer der Besitzer des Schlosses sei. "Die Frau Baronin erwarten den Herrn Doktor bereits," sagte der Diener, der Karl durch die Vorhalle geleitete.

"Den Herrn Doktor?" fragte Karl erstaunt. "Ja, aber ich muß die gnädige Frau —"

"Gewiß, Herr Doktor, sofort — nur bitte, möchten Sie nicht erst ein wenig Toilette machen? Ihre Zimmer liegen dort." Karl wußte nicht, was er dazu sagen sollte. Ohne Zweifel lag hier ein Irrtum vor. Aber er war nun einmal hier und bedurfte eines Unterschlupfs. Er trat also in die ihm angewiesenen Zimmer und machte Toilette, so gut es ging, um dann bei der Herrin des Schlosses sich zu entschuldigen.

"Na, dies Gesicht, das mir die Gnädige machen wird, darauf freue ich mich schon jetzt," lachte er, während er sich von den Strapazen der Reise erholte. "Es ist aber auch zu toll, daß ich das Telegramm an meinen Verwalter verbummeln mußte! Immer spielt mir mein Leichtsinns Streiche! Hätte ich nun nicht diesen Kutscher an der Station gefunden, so wäre mir nichts übrig geblieben, als die fünf Meilen nach meinem Gute zu Fuß zurückzulegen. Wie hätte ich das bei dem Schnee ausführen sollen!" Es wurde geklopft und der Diener erschien wieder. "Wenn der Herr Doktor nun so weit sind, dann läßt die gnädige Frau bitten!"

Karl nickte und der Diener ging voran. Als der Reisende in den Salon trat, fand er die beiden Damen, die ihm einen leisen Ausruf der Ueberraschung entlockten. Beide waren schön und anmutig.

"Seien Sie mir willkommen, Herr Doktor Müller," begann Dora, "Fräulein von Gemmingen."

Karl verbeugte sich. "Verzeihung, meine Gnädigste!" sagte er, "aber um von vornherein einen Irrtum aufzuklären: Ich bin nicht der Doktor Müller."

"Ah!" kam es nun von den Lippen der beiden Damen.

"Karl von Salten," fuhr er fort, "der durch einen Zufall in die Lage kommt, Ihre Gastfreundschaft in Anspruch nehmen zu müssen."

Immer erstaunter wurden die Gesichter der beiden Damen; Dora aber beherrschte sich und bat den Fremden, Platz zu nehmen.

Nachdem man sich niedergelassen hatte, begann Karl zu erzählen.

"Mein Gut Waldeck liegt fünf Meilen von hier, ich wollte heute dahin, hatte den Nachtzug benutzt und erwartete nun

meinen Kutscher an der Station, aber ich wartete vergebens, denn ich hatte das Telegramm an meinen Verwalter nicht abgeschickt. Im Drange der Geschäfte, die mich erst heute abend in die Stadt führten, muß ich es wohl übersehen haben. Ich kam also an, war der einzige Passagier, der an der Station den Zug verließ — und fand meinen Wagen nicht. Da erst entdeckte ich meinen Irrtum. — Was nun beginnen? In dem kleinen Stationsgebäude fand ich kein Unterkommen, im kalten Wartesaale zu verweilen, bis der Tag anbrach, behagte mir auch nicht, und so blieb mir denn nichts anderes übrig, als die fünf Meilen zu Fuß zurückzulegen. Da eben, als ich gehen will, tritt ein Kutscher zu mir, — Ihr Kutscher, gnädige Frau, — er fragt mich, ob ich der Herr sei, der nach Luttnitz wolle. Dieser Name klang meinem Ohr völlig fremd, denn ich war seit drei Jahren nicht in diese Gegend gekommen, und auch früher habe ich diesen Namen nicht gehört."

"Dies ist leicht erklärlich," warf Dora ein, "dies Gut hieß früher „Karolinental“; vor zwei Jahren, als mein Mann sich hier ansiedelte, erst da wurde der Namenswechsel vorgenommen — ich bitte, fahren Sie fort."

Karl sah die Dame an; immer mehr bewunderte er ihren Liebreiz, sie war einfach entzückend.

"Na, ich mache also keine Umstände und steige in den Schlitten. Die Hauptsache war mir, nur erst unter Dach zu kommen, alles andere würde sich dann schon ordnen lassen. So bin ich denn mit Ihrem Fuhrwerk hierher gekommen und bitte zuerst um Verzeihung und dann um die Erlaubnis, mit demselben Gefährt jetzt in meine Heimat übersiedeln zu dürfen, denn wie ich von dem Kutscher herausgebracht, liegt mein Gut nur wenige Meilen von hier." Damit erhob er sich und machte eine Bewegung nach der Thür hin.

"Gern, Herr von Salten. Bitte, verfügen Sie über das Fuhrwerk; bevor Sie aber fortfahren, werden Sie doch gestatten, daß ich Sie bitte, zum Abendessen unser Gast zu sein."

"O, meine Gnädigste, das wäre; — ich weiß gar nicht — meine Kühnheit — ich dringe hier ein, ich beunruhige Sie —"

"Aber ich versichere, Sie stören gar nicht. Wir erwarteten heute abend ohnedies jemand. — Aber, sagten Sie nicht, Herr von Salten, daß an der Station nur Sie allein ausgestiegen sind?"

"Allerdings."

"Nun, so wird der Herr Doktor erst morgen früh kommen, vermutlich hat er den Zug versäumt, oder was sonst dazwischen gekommen sein mag. Wir erwarteten nämlich den neuen Hauslehrer für meinen Jungen," fügte Dora hinzu. "Nun also, Herr von Salten, geben Sie uns die Ehre?"

"Ihre freundliche Einladung verpflichtet mich zu innigstem Dank. Darf ich die Damen zu Tisch führen?"

Die Unterhaltung wurde während des Abends recht heiter und anregend.

Karl erzählte in derb offenerziger Weise zahlreiche Schwänke aus seinem Garnisonleben, und die Damen waren ihm stets aufmerksame Zuhörerinnen. Unter anderem berichtete er auch, daß er seinen Abschied genommen habe, weil ihm durch Erbschaft eben das Gut zugefallen war, das er als neuer Besitzer nun beziehen wolle.

So schwanden die Stunden. Der Wein, dem Karl eifrig zusprach, tat seine Wirkung. In kurzer Zeit war der neue Schloßherr in fröhlichster, redseligster Stimmung. An Aufbruch dachte er nicht mehr. Er schwebte jetzt nur noch in einem Meer von trunkenen Empfindungen. Vergessen waren nun all seine Sorgen. Er dachte nicht mehr daran, daß er Geld brauche, um sein Gut zu übernehmen, nicht mehr, daß er heute abend seinem fürsorglichen Onkel ein böses Schnippchen geschlagen hatte — nichts mehr von alledem. Plötzlich kam er auf einen übermütigen Einfall.

"Na, meine Damen," sagte er, "wie Sie mich hier sehen, komme ich geradenwegs aus der Residenz, und nun bitte, verdammen Sie mich, denn ich, der ich hier so harmlos bei Ihnen plaudere, ich bin heute abend meinem guten, alten Onkel davongelaufen, weil — nun, was glauben Sie wohl, weshalb? — Weil ich — heiraten sollte! — Das ist stark, nicht wahr?"

Dora war zusammengefahren vor Schreck, und Lisa lachte laut auf.

Karl bemerkte es aber nicht, daß die schöne Frau blaß wurde, sondern er stimmte in Lisas helles Lachen ein.

"Aber warum lachen Sie denn, Herr von Salten," fragte Dora scheinbar ruhig. "Lassen Sie etwa den Ehestand?"

„Ganz und gar nicht! Im Gegenteil!“ rief Karl schnell und launig, „ich bin wie geschaffen zu einem guten Ehemann. Aber denken Sie doch nur, mein guter Onkel hatte die Grille, mich mit einer reichen, jungen Witwe vermählen zu wollen,



Portal der jetzt vollendeten Marineparishkirche zu Pola.

mit einer Dame, die ich nicht kenne, von der ich nichts weiß, als daß sie Geld, viel Geld hat, so viel Geld, daß ich meine Schulden bezahlen könnte.“

„Nun, und das hat Sie so abgeschreckt?“ fragte Dora weiter, indem sie ihre Erregung niederkämpfte.

„Na, aber ich bitte Sie, meine Gnädigste, das ist doch selbstverständlich! Ich denke es mir einfach entsetzlich, der Mann einer Frau zu sein, die man nur geheiratet hat, um seine Verhältnisse regeln zu können. Die Frau, die ich nehme, muß ich lieben. Das ist die erste Bedingung. Wenn sie dann noch Geld hat, soll ihr das nicht als Fehler angerechnet werden.“ Jetzt lachten alle drei laut auf.

Risa fand den Mann reizend, und Dora wußte noch nicht, was sie von ihm zu halten habe. Sie mußte ihn erst noch tiefer zu erforschen suchen, darum begann sie wieder:

„Nun, was Sie da sagen, ist ja ganz brav und schön gedacht, aber Sie hätten die Frau doch wohl erst sehen müssen, bevor Sie so absprechend über sie urteilen, denke ich.“

„Soll mich der Himmel bewahren! Ich will sie niemals sehen! Eine Frau, die sich heiraten läßt ihres Geldes wegen, die den erstbesten Mann nimmt, nur wenn er einen guten Namen hat, brrr! Nein, eine solche Frau ist berechnend, gefühllos, und alles andere, nur nicht die Frau, die ich brauchen könnte!“

„Wer aber sagt Ihnen denn, daß die Frau einwilligt? Kann sie nicht auch, ebenso wie Sie, dem Plan Ihres Onkels noch im letzten Augenblick ihre Zustimmung versagt haben?“

Karl starrte die schöne Frau betroffen an und fand nicht gleich eine richtige Antwort; endlich stotterte er: „Allerdings, ja, ja, Frau Baronin, daran habe ich noch nicht gedacht.“

„Nun, und was wird Ihr Herr Onkel dazu sagen?“ begann Dora nach einer kleinen Pause wieder, „er wird Ihnen doch sicher sehr böse sein, nicht wahr?“

„Mag er es; er kann doch nicht wollen, daß ich mein Leben an eine Frau knüpfe, die —“

„Die Sie noch gar nicht kennen, Herr von Salten.“

„Sie zürnen mir? O, das bedaure ich tief, das schmerzt mich mehr, als alles andere, denn gerade Ihnen weh tun zu wollen, hat mir am fernsten gelegen!“ versicherte er nun mit treuherzigem Blick.

„Darf man vielleicht erfahren, wie die Frau sein müßte, die Ihnen gefallen könnte?“ lächelte Dora neckisch.

Er zuckte zusammen — nun war es geschehen um seine Ruhe! Wenn man ihn herausforderte, nun gut, so mußte man auch die Folgen tragen. Den ganzen Abend hatte er zurückgehalten mit seinem Gefühl, jetzt war er zu Ende mit seiner Kraft. „Wie die Frau aussehen müßte, die mir gefallen könnte? — Nun denn, gnädige Frau, sie müßte Ihnen gleichen in der Erscheinung und im Wesen.“ — „Herr von Salten, ich finde das nicht sehr taktvoll,“ sagte Dora.

„Gewiß, Sie haben recht. Aber ich bitte, lassen Sie meine Entschuldigung gelten, berücksichtigen Sie folgendes: Ich fliehe einer Gewalttätigkeit, ich bin verstimmt, nervös, überreizt — ich komme hier an, in mir ganz fremde Verhältnisse, zu Ihnen, die ich im Leben nie gesehen habe, und ich finde hier nun plötzlich, ganz zufällig — wie alles Glück im Leben zufällig ist — finde hier all das, was ich gesucht habe mein Leben lang. Nun ich es gefunden habe, nun fragen Sie selbst, gnädige Frau, mich um meinen Geschmack. Sie selbst haben mir mein Geheimnis entlockt, und nun dürfen Sie mir auch nicht zürnen, wenn ich es frei und offen bekenne, daß ich Sie liebe.“ Er hatte ihre Hand ergriffen und sie, trotz ihrer Weigerung, stürmisch an seine Lippen gezogen.

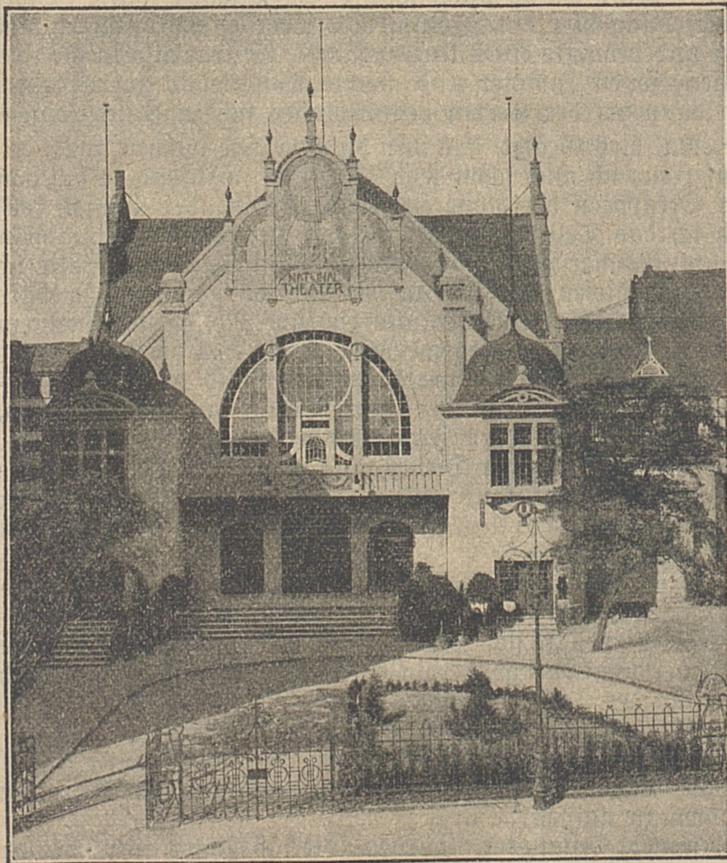
„Noch eine Frage, Herr von Salten,“ sagte Dora schnell, „wie heißt Ihr Herr Onkel?“

„Baron von Wulffen,“ antwortete Karl sorglos.

„Nun denn, mein werter Herr von Salten,“ lachte Dora auf, „so erfahren Sie denn, daß ich die Dame bin, die Ihr Herr Onkel für Sie bestimmt hatte, und die, gleich Ihnen, Ihrem Herrn Onkel für seinen guten Willen gedankt hat. Darum bin ich hier. Heute abend erst bin ich hier angekommen.“

Die beiden Damen lachten laut auf, machten zierliche Verbeugungen und zogen sich dann zurück in den Nebenraum.

Und Karl war erstarrt vor Schreck — so sehr traf ihn diese Neuigkeit. Er hatte getrunken, vielleicht mehr als ihm gut war. Er faßte an die Stirne, sie war brennend heiß, die Schläfe hämmerten, die Pulse fieberten, seine Erregung



Das neue Nationaltheater am Weinbergsweg in Berlin.

konnte er kaum meistern. Er wurde immer mehr verwirrt, je länger er über diesen sonderbaren Zustand nachdachte. (Schluß folgt.)

Die ersten Goldsucher in Australien.

(Nachdruck verboten)

Wenig mehr als ein halbes Jahrhundert ist vergangen, seitdem in Australien das erste Gold gefunden wurde, und schon sind die Namen der Männer, welche als erste die verborgenen Schätze der Natur entdeckten und dadurch so gewaltige Ummwälzungen hervorriefen, so gut wie vergessen. Und doch sind sie und ihre Erlebnisse es wert, der Vergessenheit entrissen zu werden.

Im Januar 1852 durchwanderte ein zerlumpter, erschöpfter Mann, namens Gargreaves, den öden Distrikt der Blauen Berge in Neusüdwales auf der Suche nach Gold, ein elendes, einsames Menschenkind auf anscheinend hoffnungslosem Pfade. Gargreaves war ein armer Ansiedler, den Dürre und Ueberschwemmung von seiner kleinen Farm in Neusüdwales vertrieben hatten und der auf den neuentdeckten kalifornischen Goldfeldern sein Glück suchen wollte. Aber das Unglück verfolgte ihn; monatelang fand er kaum soviel, wie er zum Lebensunterhalt brauchte, und erst als er am Sacramento flüßauf zog, fand er in einer einzigen Woche Gold im Werte von 800 Mark.

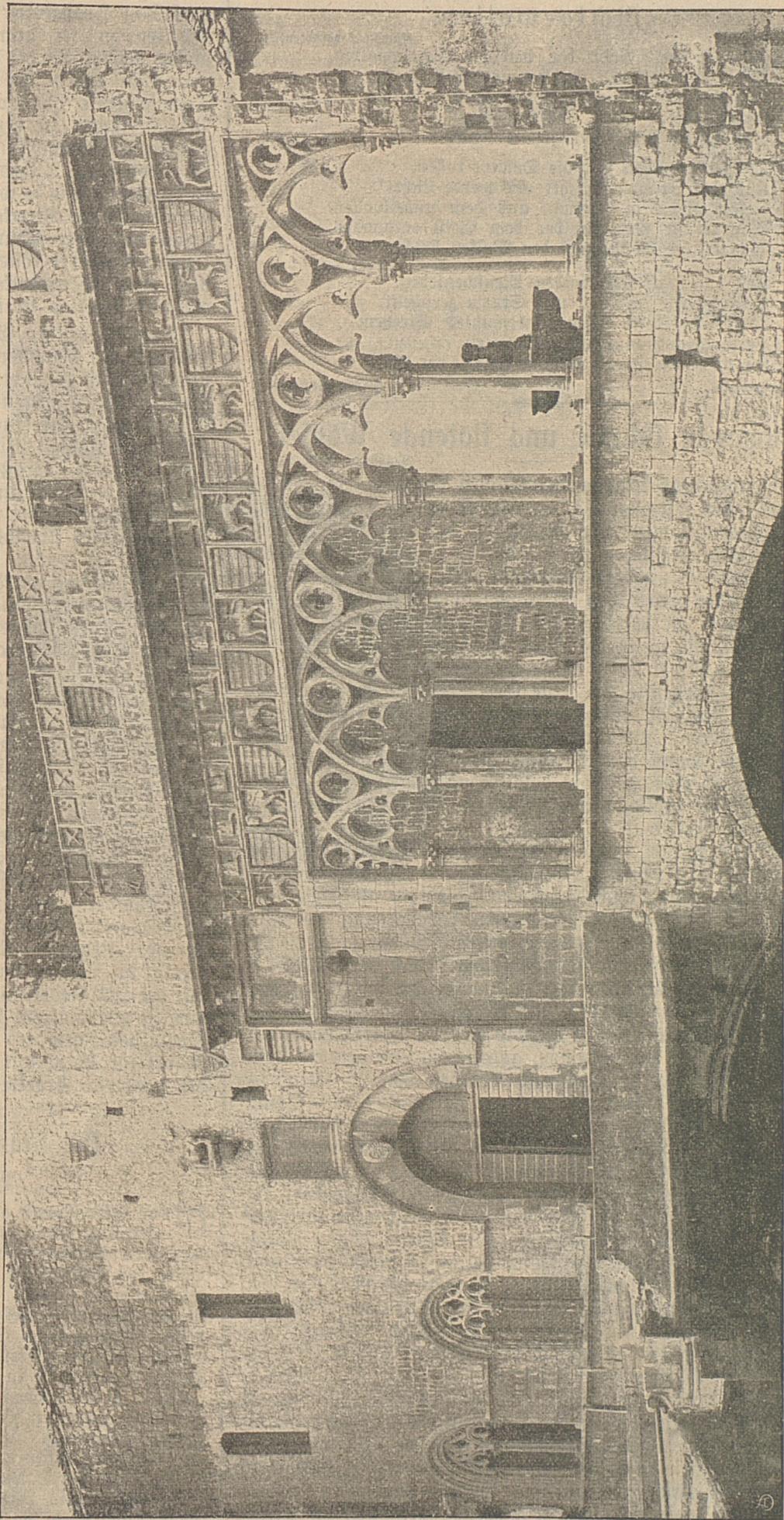
Nun gewann er wieder Mut. Eines Tages kam wie ein Blitz die Erkenntnis über ihn, daß der Distrikt, in dem er eben arbeitete, fast genau das Abbild desjenigen war, den er in Australien verlassen hatte; war nun Gold an dem einen Orte, warum sollte es nicht auch an dem andern sein? Der Gedanke verfolgte ihn so, daß er zu seinem Kameraden sagte: „Bestimmt ist da Gold, wo ich herkomme; ich gehe zurück und suche es.“ Und er fuhr wieder nach Australien.

Als er in Sydney seine Geschichte erzählte, lachten ihn alle aus. Gelehrte Geologen hatten bescheinigt, in keinem bekannten Teile des Kontinents sei auch nur ein Krümchen Gold zu finden, und nun wollte dieser zerlumpte Dummkopf es besser wissen? Trotzdem war Gargreaves ein Mann von echtem Schrot und Korn, der mutig seinen Willen durchsetzte. Es gelang ihm, etwas Geld zu 400 Prozent (!) aufzutreiben; er kaufte ein Pferd und zog in die Einsamkeit hinaus.

Einige Wochen später erschien der „Berrückte“ wieder in Sydney, aber diesmal nicht mit leeren Händen. Er brachte eine Blicke voll Goldstaub mit, das erste Gold, das je in Australien gefunden worden war. Und einige Monate später arbeiteten im Bathurst-Distrikt Tausende von Menschen mit Hacke und Spaten auf Gebieten, die früher kaum eines Menschen Fuß betreten hatte. Gargreaves selbst gewann endlich Reichtum und Ruhm; sogar die Königin von England empfing ihn in Windsor. — Ein anderer enttäuschter kalifornischer Goldgräber, James Edmond, fand nach zahllosen Mißerfolgen und Entbehrungen die Goldfelder von Deep Creek in Victoria auf.

Andere folgten den Spuren dieser Pioniere, und bald war das Goldland Australiens so berühmt wie Kalifornien.

Aber was für Funde machten auch die ersten Goldsucher! Eines Tages machte ein eingeborener Schafhirt einen Ansiedler namens Kerr auf ein gelbes Felsstück aufmerksam,



Ein „zurückreftauriertes“ mittelalterliches Architekturkleinod: Die Loggia des bischöflichen Palastes in Viterbo.

das aus dem Boden hervorjah. Der Stein erwies sich als fast reines Gold, denn aus seinen 100 Kilogramm wurden nicht weniger als 80 Kilogramm des Edelmetalls gewonnen. In Victoria schlug ein Goldsucher namens Deeson seine

Sacke in einen anscheinend aus Lehm bestehenden Klumpen. Aber der Lehm bildete nur die Hülle eines Goldkernes, der mehr wog, als der Funder, und für den er 200 000 Mark erhielt. Das sind nur einige Beispiele aus den Tagen der ersten Goldsucher.

Lichtgewalten.

(Nachdruck verboten.)

Es ist der Geist der heil'gen Lichtgewalten,
Der segensvoll im Lebensdunkel schafft,
Bis sich der Keim zum Bilde wird gestalten
Und wechselnd strebt, das Innere zu entfalten,
Das ist die stille, wunderbare Kraft.

Es wetterleuchtet und die Donner rollen,
Und eine Stimme spricht: „Es werde Licht!“
Selbst aus dem Irrtum, aus dem unheilvollen,
Stürmt der Gedanke, der dem Geist entquollen,
Wie sich die Sonne aus den Wolken bricht.

Und einem armen, müden Menschenleben,
Das ruhelos in Nacht und Sturm zerschellt,
Bleibt noch ein tiefes, unbewusstes Streben,
Verlangend sich aus Dunklem zu erheben
Zu reinen Freuden einer bessern Welt.

Carl Orff.

Luis Grünh.

Singende Bäume und flötende Wälder.

(Nachdruck verboten.)

Singenden und klingenden Bäumen begegnen wir in den Märchen fast aller Völker. Da es in der Tat, wie zahlreiche Beobachtungen von Gelehrten bestätigt haben, musizierende Bäume gibt, so wäre man fast geneigt, hier von den oft gerühmten „feinen Beobachtungen des Volkes“ zu sprechen; aber dieses mag im allgemeinen beim Erdichten von Märchen nur an jenes Flöten der Bäume gedacht haben, welches entsteht, wenn der Wind durch das dicke Geäst bläst. Im übrigen pflegt ja der Märchendichter alles zu beleben und selbst toten Gegenständen eine Seele einzuhauchen; wer die Tiere sprechen läßt, läßt folgerichtig auch die Bäume singen und musizieren. Bekannt ist z. B. jenes deutsche Märchen vom Ritter Hans von Windeck, der bei Ottersweier im Schwarzwald eine Linde so bezaubernd singen hörte, daß er sich veranlaßt fühlte, neben dieser wunderbaren Linde eine Kapelle zu errichten.

In der Natur kommen verschiedene Arten singender Bäume vor, zu denen z. B. nach Dr. E. L. Erdmann die Filao-Arten Neu-Seelands gehören, die ihre an Kieselsäure reichen, schachtelhalmartigen dünnen Zweige auch bei ganz leichtem Winde an einander reiben und so ein musikalisches Gesäusel erzeugen. Es ist anzunehmen, daß diese Musik in der Seele des Menschen eine sanfte Stimmung hervorruft, denn diese Bäume werden mit Vorliebe auf Friedhöfe gepflanzt. Im übrigen gibt es, wie ich schon betont habe, eine sehr große Zahl von Bäumen, aus deren Zweigen ein deutlich vernehmbares Singen und Klingen dringt. Professor Müllenhof schrieb das wunderbare Klingen vieler Baumwipfel großen Scharen von Bienen zu; es wäre dabei nicht wunderbar, daß diese Musik auch aus den Tannenzweigen ertönt, denn auch hier finden die Bienen zeitweise viele Nahrung.

Den interessantesten Bericht über diese wunderbare Erscheinung verdanken wir Schweinfurth, welcher im Schilluklande flötende Wälder entdeckte. Die Bäume dieser Wälder werden auch tatsächlich als Flötenbäume (*Acacia fistulosa*) bezeichnet. Die elfenbeinweißen Dornen der Pflanze werden durch Insektenlarven, die sich in ihrem Innern entwickeln, so außerordentlich umgestaltet, daß sie zu walnuzgroßen Blasen anschwellen. Wenn die Insekten nun aus kreisrunden Löchern der Blase ausgeschlüpft sind, sind dieselben hohl, so daß der durch das Geäst blasende Wind Pfeifentöne erzeugt. Die Sudanesen bezeichnen den Baum direkt als Pfeifenbaum, während die arabische Bezeichnung Soffar (Flöte) lautet. Auf Besucher dieser Wälder, welche mit den Eigenschaften der Flöten-Akazie nicht vertraut sind, soll das gleichzeitige Flöten und Pfeifen vieler tausend verschiedener Stimmen im Winter einen unheimlichen Eindruck machen. Denn da die Äste der Bäume vollkommen kahl und mit Schnee bedeckt sind, und die zwischen den Ästen sitzenden großen Blasen gleichfalls schneeweiß erscheinen, so kann auch der aufmerksame Wanderer nicht die Quelle des lauten Pfeifenkonzerts erkennen.

Kleine Rundschau.

7. Dezember 1904.

Die längste Fernsprechstrecke der Welt war bisher Newyork-Chicago. Dieselbe soll aber nun an Ausdehnung durch die ungefähr 3250 englische Meilen entfernte Strecke Newyork-San Franzisko weit übertroffen werden. Die Vorarbeiten zu der unmittelbaren telephonischen Verbindung dieser beiden Städte werden eifrig betrieben und zweifelt man nicht, daß es der Technik gelingen werde, auch auf einer Telephonlinie von solcher Ausdehnung eine befriedigende Verständigung zu erzielen. Man hält es sogar nicht für unmöglich, Newyork mit Europa durch eine Fernsprechklinie zu verbinden. Allerdings sind die Kosten eines solchen Gespräches auf eine so weite Entfernung recht beträchtliche. Bei der erwähnten Strecke Newyork-San Franzisko soll ein Gespräch von drei Minuten nicht weniger als zwölf Dollars (etwa 50 Mark) kosten und nur die amerikanischen Millionäre und die amerikanische Geschäftswelt können eine dergartig kostspielige Linie erhalten.

Immer weitere Gebiete erobert sich die drahtlose Telegraphie und besonders bei dem Seeverkehr hat sie sich fast unentbehrlich gemacht. Mit ihrer Hilfe können jetzt auf den großen Passagierdampfern sogar Bordzeitungen erscheinen. Kürzlich war auf einer Fahrt von Newyork nach Cuxhaven der Postdampfer „Blücher“ der Hamburg-Amerika-Linie mit dem Dampfer „Großer Kurfürst“ des Norddeutschen Lloyd tagelang drahtlos in Verbindung. Der Telegraphist des Großen Kurfürsten richtete an seinen Kollegen auf dem Blücher eines Abends die Bitte, ihn am nächsten Morgen frühzeitig zu wecken. Dieser Wunsch wurde erfüllt und am anderen Morgen wurde er auf drahtlosem Wege viele Meilen übers Weltmeer hinüber pünktlich aus seinem Schlummer geweckt. Diese neueste Anwendung der drahtlosen Telegraphie wurde als recht praktisch anerkannt.

Eine neue Maschine, die in einer Stunde dreihundert Konservenbüchsen aus Blech herstellt, ist in den großen Maschinenwerkstätten in Buffalo, die mit einem Teil der von den Niagarafällen gelieferten Kraft arbeiten, seit einiger Zeit im Betrieb. Die passend zugeschnittenen Blätter von Eisenblech werden der Maschine durch eine Kette ohne Ende zugeführt, deren Bewegung in bestimmten Zwischenräumen selbsttätig unterbrochen wird. Während einer solchen Pause biegt die Maschine zunächst die Ränder des Blechs zusammen, die eine Naht bilden sollen, während eine andere Vorrichtung diese Ränder miteinander verbindet. Der so entstandene Zylinder wandert dann zu einem Rad, das die zunächst lose übereinander liegenden Ränder fest zusammenpreßt. Schließlich erfolgt die Lötung und zwar entweder auf gewöhnliche Weise mit der Hand oder durch die Maschine selbst, indem von dieser aus die geschmolzene Lötmasse tropfenweise auf die bestimmte Stelle des Zylinders niederfällt. Diese neue Maschine vollbringt ihr Werk mit zehnmal größerer Geschwindigkeit als der geübteste Arbeiter.

Die Marinepfarrkirche zu Pola.

(Mit zwei Abbildungen.) (Nachdruck verboten.)

Die an interessanten alten Baudenkmalern reiche Stadt Pola, der waffenstarrende, von starken Forts umgebene Hauptkriegshafen der österreich-ungarischen Monarchie, besitzt seit einigen Jahren eine schöne, im Basilikenstil erbaute Marinepfarrkirche mit einer prächtigen Marmorfassade und einem Glockenturm; doch hat die Kirche, Madonna del Mare genannt, erst vor kurzem ihren letzten künstlerischen Schmuck erhalten. Unter den plastischen Werken, die sie zieren, sind besonders bemerkenswert die fünf Heiligenfiguren, die in den Arkaden über dem romanischen Portal stehen, und unter ihnen verdient wieder die in der Mitte befindliche Statue der heiligen Barbara, der Schutzheiligen der Krieger, besondere Beachtung. Die Statue, die ebenso sehr durch ihre edeln, ungefühlten Formen, wie durch den lebensvollen, vergeistigten Ausdruck eine starke Wirkung auf den Beschauer ausübt, ist ein Werk der bekannten, in Wien lebenden russischen Bildhauerin Theresia Feodorowna Ries, die in einer Reihe von trefflichen Porträtbüsten und höchst eigenartigen plastischen Phantasieschöpfungen bedeutendes bildnerisches Talent bekundet hat. Zu erwähnen ist noch, daß ihre Statue der heiligen Barbara das erste plastische Werk ist, das in Oesterreich von einer Frau im Auftrage des Staates geschaffen worden ist.

Das neue Nationaltheater in Berlin.

(Mit Abbildung.) (Nachdruck verboten.)

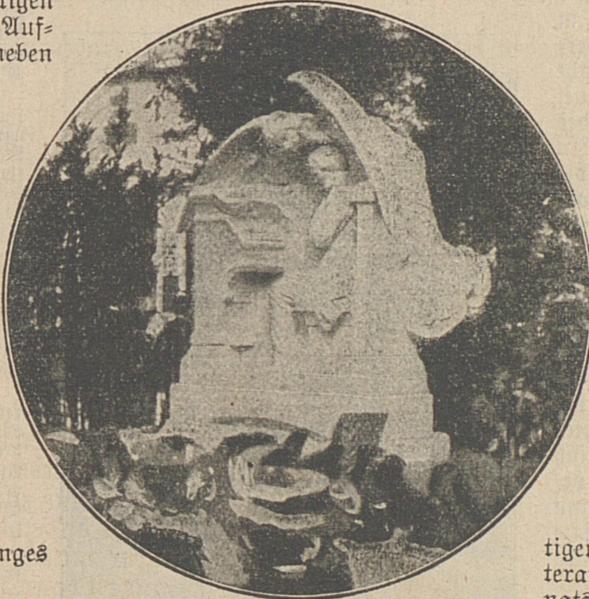
Vor kurzer Zeit wurde mit Verdis „Troubadour“ das neue Nationaltheater in Berlin eröffnet. Das der Volksoper im vollsten Sinne des Wortes gewidmete Haus, von Emil Schippa-nowski erbaut, befindet sich im Norden von Berlin. Es ist ein in modernem Stile errichteter Bau, der sich aus dem Gewirre der ihn umgebenden Mietshäuser, aus dem monotonen Grau derselben sehr vorteilhaft abhebt. Ueber allzu überladene architektonische Ausschmückung kann sich das Gebäude indessen weder nach außen noch im Innern rühmen. Wenn es äußerlich noch einen freundlichen Eindruck macht, so läßt die innere künstlerische Ausstattung manchen Wunsch unbefriedigt. Der Innenraum für das Publikum ist ein langgestrecktes Parkett, das 2000 Sitze enthält, über ihm befindet sich ein Balkon von 120 Meter Länge. Beim Betreten dieses Zuschauerraumes erhält man den Eindruck, daß Billigkeit die Leiterin des Baues war, das Ganze jedoch praktisch erfährt und bei niederen Platzpreisen auf Massenbesuch berechnet ist. Mögen sich die auf das Unternehmen gesetzten Erwartungen erfüllen und das Nationaltheater eine wahre Pflegestätte der Kunst für das Volk werden und bleiben!

v. St.

Die Loggia des bischöflichen Palastes in Viterbo.

(Mit Abbildung.) (Nachdruck verboten.)

In der Ebene an der Nordseite des Cimintischen Waldes und 75 Kilometer von Rom entfernt, liegt die von altlombardischen Mauern und Türmen umgebene, ehrwürdige Bischofsstadt Viterbo, der Mittelpunkt der großen Schenkung, welche Markgräfin Mathilde von Toskana (gestorben 1115) dem Heiligen Stuhle machte. Mehrfach war die Stadt Aufenthaltort der Päpste und in dem alten, neben dem Dom gelegenen bischöflichen Palaste trat wiederholt das Konklave zusammen. Im dreizehnten Jahrhundert wurden hier die Päpste Gregor X., Johann XXI. und Martin IV. gewählt. Der aus dem dreizehnten Jahrhundert stammende bischöfliche Palast, ein herrliches Denkmal mittelalterlicher Baukunst, war im Laufe der Jahre durch mancherlei Bauten, die dem Verfall vorbeugen sollten, verunstaltet worden, ohne daß dabei dieser Verfall hätte aufgehalten werden können. Neuerdings ist der Palast im Auftrage der italienischen Regierung durch den Kunstgeschichtswissenschaftler Pinzi und den Architekten de Angelis in seiner ursprünglichen Form wieder hergestellt worden. Zur vollen Geltung kommen nun die schönen Linien des bedeckten Ganges — Loggia — den unsere Abbildung zeigt.



Denkmal für César Franck in Paris.

Das Denkmal für César Franck in Paris.

(Mit Abbildung.)

(Nachdruck verboten.)

Dem Komponisten César Franck (1822 bis 1890), einem geborenen Belgier, der in Deutschland besonders durch sein symphonisches Chorwerk „Die Seligpreisungen“ und das Oratorium „Ruth“ bekannt geworden, ist kürzlich in Paris vor der Kirche Saint-Clotilde, an der er als Organist wirkte, ein Denkmal errichtet worden. In sinniger Weise stellt es den Komponisten dar, wie er vor der Orgel sitzend den Eingebungen des ihm zur Seite stehenden Genius der Musik lauscht. Das Denkmal ist ein Werk des Bildhauers Alfred Venoir.

Hermann Ritter v. Pfaff.

Der neue bayrische Finanzminister.

(Mit Abbildung.)

(Nachdruck verboten.)

Zum Nachfolger des in den Ruhestand versetzten langjährigen bayerischen Finanzministers Freiherrn von Niedel ist der bisherige Ministerialrat im Finanzministerium Hermann Ritter von Pfaff ernannt worden. Der neue Minister hat viele Jahre unmittelbar neben und mit seinem Vorgänger gearbeitet, so daß er in dessen Pläne und Ideen völlig eingeweiht ist und in jeder Hinsicht als die geeignetste Persönlichkeit für die Leitung des von Freiherrn von Niedel mit so großem Erfolge vertretenen Ressorts erscheinen mußte. Herr von Pfaff ist als Sohn eines Gymnasialprofessors am 20. August 1840 zu Nürnberg geboren, ist also wie Freiherr von Niedel ein geborener Franke. Er studierte in Erlangen und Leipzig Jurisprudenz, nahm dann als Freiwilliger am Kriege gegen Frankreich teil und wurde während des Feldzuges zum Offizier befördert.

Von 1874 bis 1876 war er in der Rechtsanwaltschaft tätig, wurde dann als Hilfsarbeiter in das Justizministerium berufen und trat im Jahre 1877 in die Finanzverwaltung über. 1882 wurde er Regierungsrat, 1883 trat er in das Finanzministerium ein, 1888 folgte seine Ernennung zum Oberregierungsrat und 1893 wurde er zum Ministerialrat befördert. Mehrere Jahre war er zugleich als Kronanwalt des Ministeriums und seit 1898 als Bankkommissär tätig. Seit 1886 ist von Pfaff juristischer Beirat der Vermögensverwaltung des Königs Otto. Der neue Minister ist wie sein Vorgänger auch als juristischer Schriftsteller bekannt; aus seiner Feder stammen mehrere Kommentare zu Finanzgesetzen. Er gilt als große Arbeitskraft, besitzt umfassende Kenntnis des Erwerbslebens,



Hermann Ritter von Pfaff.

Der neue bayrische Finanzminister.

hat eine klare Auffassung und sympathische Umgangsformen im persönlichen Verkehr. Politisch ist Herr v. Pfaff bisher noch wenig hervorgetreten.

Adolf von Marcks †.

(Mit Abbildung.)

(Nachdruck verboten.)

Am 4. November 1904 starb in Sankt Petersburg der Verlagsbuchhändler Adolf von Marcks, ein geborener Deutscher, der sich um Rußland, sein zweites Vaterland, große Verdienste erworben hat. Marcks, der am 2. Februar 1838 in Stettin geboren war, erlernte das Buchhändlergewerbe und kam später zur weiteren Ausbildung nach St. Petersburg. Dort begründete er 1868 die „Niwa“, eine illustrierte Familienzeitschrift, die es im Laufe von 35 Jahren zu einer Auflage von über 250 000 Exemplaren gebracht hat. Diesen in Rußland unerhörten Erfolg verdankte die „Niwa“ — abgesehen von ihrem illustrierten Hauptblatt — einer reichhaltigen monatlichen Modenbeilage und einer literarischen und populärwissenschaftlichen Monatszeitschrift. Eines ganz besonderen Erfolges erfreuten sich die seit einer Reihe von Jahren an die Abonnenten der „Niwa“ gratis gelieferten Werke zahlreicher berühmter russischer Schriftsteller, deren Anschaffung bis dahin für das große Publikum fast unerreichbar gewesen war. Auf diese Weise sind durch Marcks weit über 50 Millionen Bände wertvoller Lektüre unter Volksschichten verbreitet worden, die an die Anschaffung von Büchern früher kaum zu denken gewagt hatten.

Der sonstige reichhaltige, in eigenen graphischen Anstalten und Druckereien hergestellte Marcks'sche Verlag, der unter anderem die sämtlichen Werke von 34 russischen Autoren enthält, zeichnet sich eben so sehr durch wissenschaftlichen und künstlerischen Inhalt wie durch vornehme Ausstattung aus. Ein ansehnlicher Teil des Verlags wurde übrigens nicht um finanzieller Zwecke willen unter großen Opfern hergestellt, wie denn Marcks auch sonst für gemeinnützige und Wohltätigkeitszwecke große Summen gespendet hat. Für sein gemeinnütziges Wirken, für nützliche Tätigkeit auf industriellem Gebiet, für die Verbreitung guter Literatur erhielt Marcks eine Reihe hoher Orden, und im Jahre 1897 wurde er „für große, der Volksaufklärung geleistete Dienste“ in den erblichen Adelsstand des russischen Reiches erhoben. Auch von seiten des Auslandes erhielt er hohe Auszeichnungen.



Adolf von Marcks †.

W. Wendel.

Ernstes und Heiteres.

Sinnspruch.

Heiß' nur den alten Junggesellen,
Die alte Jungfrau sonderbar,
Doch glaube d'rum der Zeit, der schnellen,
Auch Du wirst alt nach Tag und Jahr.
Ob Du freiwillig dann verzichtet
Aufs Eheband — ob's Deine Wahl:
So mancher Mensch sich selber richtet
Durch ein erträumtes Ideal.

Joseph Sieberg.

[Was kostete die Entdeckung Amerikas?] Zur Vergleichung mit den Kosten moderner Forschungsreisen, wird aus archiva- lischen Quellen eine Zusammenstellung der Unkosten veröffentlicht, welche die Entdeckung Amerikas verursacht hat. Kolumbus hatte einen Jahres- gehalt von 1600 Lire (= 1280 Mk.) Die beiden Kapitäne seiner Schiffe erhielten je 900 Lire. Der Sold der Schiffsmannschaft betrug 12 Lire 25 Centimes für den Kopf und den Monat. Die Ausrüstung der Expedition war etwa 14,000 Lire wert. Alles in allem kostete die Entdeckung Amerikas 36,000 Lire. Seither sind die Forschungsreisen etwas teurer geworden.

[Ein Schlauberger.] Auf der Anklagebank saß ein gut- mütiger Holländer, der in einer Kneipe seine Ansichten über einen Schutzmann dahin ausgesprochen hatte, daß dieser ein Esel sei. Er hatte sich nun wegen Beamtenebeidigung zu verantworten, ließ sich aber nicht leicht über- zeugen, daß er als freier Staatsbürger nicht seiner Ueberzeugung Ausdruck verleihen könne. Schließlich wurde er wegen Beleidigung der Polizei zu 25 Tagen Gefängnis verurteilt. An der Tür drehte er sich nochmals um und wandte sich mit ernster Miene an den Gerichtshof: „Dann darf ich also einen Schutzmann nicht „Esel“ nennen?“ „Gewiß, dürfen Sie das nicht“, sagte der Richter, ganz erstaunt über die törichte Frage des Mannes, „Sie dürfen nicht die Polizei beleidigen. Das nächste mal kommen Sie nicht mit 25 Tagen davon.“ „Also ich darf einen Schutzmann nicht einen „Esel“ nennen. Aber ich darf doch einen „Esel“ als „Schutzmann“ be- zeichnen“, erwiderte der Verurteilte. Der Richter zuckte mit den Achseln und sagte, spöttisch lächelnd: „Wenn es Ihnen Genugtuung be- reitet.“ Zufrieden kehrte nun der Mann noch einmal zur Anklagebank zurück, verneigte sich artig vor dem Richter und sagte lächelnd: „Guten Tag, Schutzmann!“

[Vorschlag.] Redakteur: „Ihre Novelle ist viel zu lang, — Sie müssen kürzer schreiben.“ — Junger Schriftsteller: „Aber, noch kürzer? Diesmal habe ich mich ja schon so kurz gefaßt, daß fast gar nichts mehr übrig geblieben ist.“ — Redakteur: „Ja; aber das Uebriggebliebene ist auch noch zu viel. Die besten Beiträge sind bekanntlich diejenigen, die gar nicht geschrieben werden.“ — Schriftsteller: „Schön; was zahlen Sie mir pro Zeile, wenn ich Ihnen solche Bei- träge sende?“

[Das letzte Paar.] „Und weiter haben Sie keine Strümpfe?“ fragte die Käuferin, die für ihren Mann einige Paar erstehen wollte. „Nein, gnädige Frau“, erwiderte der Verkäufer. „Ich habe Ihnen jedes Paar gezeigt, das wir auf Lager haben.“ „Wissen Sie auch ganz genau, daß keine mehr da sind, die ich nicht gesehen habe?“ „Doch, gnädige Frau“, stotterte der junge Mann, „eins noch — das, welches ich an habe.“

[Fatal.] „Ich glaubte, Emilie, Du seist glücklich, daß ich Hofrat geworden, und nun bist Du in heller Verzweiflung! . . . Was ist denn passiert?“ — „Weiter nichts, als daß Du Hofrat geworden! Nun müssen wir fortziehen von hier, denn jedermann fragt: Warum!“

[Ein junges Huhn.] Gast: „Also heute gibt's endlich junges Huhn mit Reis. Darauf habe ich lange gewartet!“ — Wirtin: „Ja, es ist uns auch recht schwer gefallen, das alte, treue Tier zu schlachten!“

[Wenn —.] „Fräulein Reich hat zwar Geld, ist aber allzu genau. Wenn Sie sie heiraten, müssen Sie das Mädchen und Trinken aufgeben.“ „Und wenn ich sie nicht heirate, muß ich sogar das Essen auch noch aufgeben.“

[Ein Verteidiger.] „Ja, Schneider sagte, Sie wären ein alter Narr. Ich aber stand Ihnen schön bei und verteidigte Sie ordentlich.“ „Das war hübsch von Ihnen! Was haben Sie denn gesagt?“ „O, ich sagte, so alt wären Sie noch gar nicht.“

(Nachdruck verboten.)

[Wörtlich zutreffend.] Freundin (auf Besuch): „Du hast wohl — so lange Deine Herrschaft verweilt ist — nicht einmal ge- scheuert und rein gemacht?“ — Dienstmädchen: „Stimmt! Na, die Rückkehr von Madam' wird schönen Staub aufwirbeln!“

[Der einzige Augenblick.] „Heute will ich mich zu Pferde photographieren lassen.“ — „So? Das wird aber wohl nur mit Momentaufnahme gehen.“

[Scherz-Frage.] A.: „Wer ist am meisten dem Gerede der Leute ausgesetzt?“ — B.: „Der Zahnarzt, denn er ist den ganzen Tag im Munde der Menschen.“

[Was in den Verbandkästen gehört.] Am besten sind die käuflichen, eigens dazu hergestellten Verbandstoffe, Verbandmull, Verbandwatte und die ver- schiedenen Arten von Binden. Aber, wie bekannt, läßt sich aus alter Leinwand und ähnlichem Baumwollgewebe Verbandstoff herstellen, der der Vorzug der Billigkeit hat. Man reißt die Stoffe in Binden (nicht schneiden, geschnittene Binden wickeln sich schlecht!) von 5—8 Zentimeter Breite, für Fingerbinden 3 Zentimeter Breite, und in Wundverschlußstücke (Kompressen) von 40 Zentimeter im Geviert. Man kann mehrere Binden mit flacher Naht zusammennähen, so daß sie 2—3 Meter lang werden, sodann werden sie gewaschen, ausgekocht und an möglichst staubfreier Ort getrocknet. Hier- auf werden sie aufgerollt. Die Wundverschlußstücke werden nach dem Trocknen ein- mal kreuzweise zusammengefaltet. Das Rollen, Falten und Weglegen der Verband- stoffe muß mit ganz reinen Händen geschehen; man wäscht diese dazu mit Schmier- seife und warmem Wasser, wozüglich mit einer Nagelbürste, drei Minuten lang und trocknet sie nicht erst ab. Die Aufbewahrung der Verbandstoffe geschieht am besten in dicht schließendem Blechkasten, allenfalls auch Holzkasten, der an einem trockenen Ort aufgehoben wird. In diesem ist am besten gleich eine Flasche mit dreiprozentigem Karbolwasser enthalten, 200—300 Gramm. Der Verband- kasten soll stets an einem bestimmten, allen älteren Familien- und Hausangehörigen bekannten, leicht zu- gänglichen Ort stehen.



Eine amerikanische Taucherin.
(Ein neuer Frauenberuf!)

[Pikanter Hasenbraten.] Sechs Personen. Zwei Stunden. Der schön zurechtgemachte junge Hase wird gefälzt, gepfeffert und fein geschnitten, sowie leicht mit Mehl bestäubt. In der Bratpfanne läßt man zuerst etwas Butter bräunen, gibt ein Stück Butter, etwas zerschnittenes Suppenkraut und 60 Gramm würfelig geschnittenen Speck dazu und läßt alles miteinander rasch durchbrösten. Darauf legt man den Hasen, gibt ein Lorbeerblatt und einige Zweige Thymian dazu, gießt süße Sahne darüber und läßt ihn so im Bratofen geschäftig braten. Sobald er weich ist, nimmt man ihn heraus, rührt die Sauce durch ein Sieb, entfettet sie, macht sie mit etwas in Butter gar gedün- stem Mehl feimig, fügt nach Geschmack Kapern, etwas feingehackte Zitronenschale und wenig Zucker dazu und voll- endet sie mit 6—8 Tropfen Maggi's Würze.

[Holländischer Salat.] 10 Personen. Be- reitungszeit anderthalb Stunden. 15 Stück Kartoffeln, eine Selleriemolle, ein halbes Kilo Rosenkohl und zwei bis drei weiße Zwiebeln schneidet man in Scheiben, füllt die Rosenkohlköpfechen und zwei gut gewässerte, in Streifen geschnittene Feringe bei und macht den Salat mit Öl, Essig, Pfeffer und 10 Gramm in etwas Wasser aufgelöstem Fleischecktrakt an.

[Ueberwinterung des Obstes.] Äpfel — späte und harte Sorten, die sich überhaupt dafür eignen — können in jedem Raum des Hauses, nötigenfalls sogar auf dem Speicher überwintert werden, wenn man sie hier durch Bedecken mit Stroh oder Strohdecken, wollenen Teppichen und dergleichen vor der Einwirkung des Frostes schützt. Haupterfordernis ist überall reine und möglichst kühle Luft. Daher müssen Keller und andere sehr geschützte Räume im Winter unter Umständen gerade bei Froit- wetter gelüftet werden, bis eine Temperatur von 0 Grad hergestellt ist, und es sollte diese Temperatur mit allen Mitteln möglichst lange zu erhalten gesucht werden, denn der größte Feind des Winterobstes und der beste Förderer aller Zerkümmungsvorgänge ist die Wärme.

[Für die Ausnützung der im Ofen er- zeugten Hitze] ist es sehr wichtig, daß die Röhre im Ofen und die Röhre fleißig gerührt werden, indem verrostete Röhre und Röhre (weil Ruß zu den schlechten Wärmeleitern gehört) sich nur schlecht erwärmen, wobei selbstverständlich viel Wärme verloren geht.

[N u s e l u n d S c h i l d e r t r e n s c h a l e n] dürfen beim Reinigen nur recht oft gewaschen und dann mit Wischelfalk poliert und mit weichem Leder nachgerieben werden. Das Polieren von Schildertronschalen ist ein Geheimnis der Fabrikanten und dem Laien kaum zugänglich.

Treppenrätsel.

Nach Ordnen der Buchstaben wird in den sich entsprechenden Senkrechten und Wagrechten je

1. eine Farbe,
2. ein wildes Tier,
3. ein Teil der Flur,
4. ein Laut.

A	A	B	C
Q	Q	U	
U	U		
U			

Zogograph.

Mit t gedeiht es auf dem Feld,
Mit r glänzt es am Sternenzelt.

Es nennt mit u ein schädlich Tier
Und wird zum Fuß, steht a dafür.

(Die Auflösungen folgen in nächster Nummer.)

Verantwortliche Redaktion, Druck und Verlag der Aktiengesellschaft „Badenia“ (H. Vogel, Direktor) in Karlsruhe.